

*Psychodynamische Psychologie
und Psychotherapie
im Studiengang Psychologie*

Vergangenheit – Gegenwart– Zukunft

Kritischer Kommentar zur Festschrift
100jähriges Jubiläum der
Deutschen Gesellschaft für Psychologie DGPs

Gottfried Fischer und Heidi Möller

Arbeitsgemeinschaft
Psychodynamische Psychologie und Psychotherapie
an der Universität
AGPU

Umschlaggestaltung, Satz und Layout:

liveo grafikdesign, Angelika Krikava, Buchenweg 14a, 96164 Kemmern, Tel.: 09544/985646, Fax: 09544/985647, info@liveo.de, www.liveo.de

Bibliographische Informationen Der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2006 Asanger Verlag GmbH, Kröning • www.asanger.de

Printed in Germany

ISBN 3-89334-474-8

Inhalt

1. Der Psychodynamische Ansatz aus Sicht der DGPs	1
2. Vergangenheit: Entwicklung der Klinischen Psychologie in der Bundes- republik Deutschland nach 1945	6
3. Gegenwart	12
3.1 Vertretung der Psychodynamischen Psychologie im psychologischen Studiengang	16
3.2 Daten zu Besetzungspolitik und Ausschreibungs-praxis in Klinischer Psychologie	21
4. Zukunft	24
4.1 Länderspezifischer Ausgleich der therapeutischen Methoden	25
4.2 Qualifikationskriterien für die Berufung auf eine Professur für Klinische Psychologie/Psychotherapie	28
4.3 Qualifikationskriterien für Lehraufträge in Psychodynamischer Psychologie und Psychotherapie	32
4.4 Anschreiben der AGPU an die Psychologischen Institute – Angebot der Zusammenarbeit	34
Literatur	39

1. Der Psychodynamische Ansatz aus Sicht der DGPs

Die *Deutsche Gesellschaft für Psychologie (DGPs)* ist ein Zusammenschluss von Hochschullehrern der Psychologie, die überwiegend in der psychologischen Grundlagenforschung tätig sind. Zu ihrem 100jährigen Bestehen gab die Gesellschaft im Jahr 2005 eine Jubiläumsschrift heraus (Ramm-sayer & Troche, 2005), worin neben anderen Teildisziplinen der Psychologie auch Entwicklung und aktueller Stand der Klinischen Psychologie, eines psychologischen Anwendungsfachs, dargestellt wurden. Mit dieser Aufgabe hatte der DGPs-Vorstand die beiden Verhaltenstherapeuten Birgit Kröner-Herwig (Universität Göttingen) und Dietmar Schulte (Universität Bochum) betraut.

Nun mag es nicht leicht sein, die komplexe Geschichte, Strömungen und Entwicklungsstand des Fachs relativ knapp und übersichtlich zusammenzufassen. Da zwei Vertreter der gleichen psychotherapeutischen Richtung diese Aufgabe übernommen hatten, sollte in der Festschrift einer wissenschaftlichen Fachgesellschaft unbedingt der Eindruck vermieden werden, dass hier ein Jubiläum „pro domo“ verfasst, vor allem also die eigene Richtung berücksichtigt und womöglich noch die persönliche Leistung der Verfasser in den Mittelpunkt gestellt wird. Entgegen einer solchen Erwartung geht der Beitrag auf andere als verhaltenstherapeutische Therapiemethoden nur mit folgender Bemerkung ein:

„Dagegen konnten sich psychodynamische Ansätze nicht durchsetzen“ (Schulte & Kröner-Herwig, 2005, S. 70).

Diese Aussage mag evident erscheinen, geht man von der Tatsache aus, dass knapp 80 % der klinisch-psychologischen Lehrstühle an den bundesdeutschen Universitäten von Verhaltens-

therapeuten oder verhaltenstherapeutisch orientierten Hochschullehrern besetzt sind. Allerdings ist die psychodynamische Richtung nur an den Universitäten und auch dort vor allem in der Psychologie unterrepräsentiert. In der ambulanten psychotherapeutischen Versorgung und den psychosomatischen und psychotherapeutischen Kliniken arbeiten dagegen über 50 % der Therapeutinnen und Therapeuten auf psychodynamischer Grundlage (Rüger & Bell, 2004). Psychodynamische Verfahren sind bei Fachleuten und Patienten gleichermaßen gefragt und aus der Versorgung der Bevölkerung nicht wegzudenken. Die Psychodynamische Psychotherapie ist vom *Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie* als wissenschaftliches Verfahren anerkannt. Dabei ist der Ausdruck „psychodynamisch“ die international gebräuchliche Bezeichnung für tiefenpsychologisch und analytisch orientierte Verfahren. Der Ausdruck „Tiefenpsychologie“ ist dagegen im Wesentlichen auf den deutschsprachigen Raum beschränkt (für eine Definition des psychodynamischen Paradigmas siehe Fischer, 2005). Die Wirksamkeit psychodynamischer Verfahren wurde – mit Ausnahme von Schlafstörungen und einigen Störungen mit körperlicher Symptomatik – in eben so vielen Anwendungsfeldern anerkannt wie die Verhaltenstherapie (www.wbpsychotherapie.de).

Die Einschätzung der Psychodynamischen Psychologie und Psychotherapie durch die DGPs ist in einer Sprache verfasst, die wir eher aus Politik oder Wirtschaft kennen, weniger jedoch aus der Wissenschaft. „Die Partei X konnte sich bei den Wahlen in den neuen Bundesländern nicht durchsetzen“. Oder: „Der neue Kleinwagen von Y konnte sich auf dem Markt nicht durchsetzen.“ Solche Nachrichten aus dem Wirtschaftsleben verwundern nicht weiter. Kampf und Verdrängungswettbewerb sind wir aus Politik und Wirtschaft gewohnt. Wissenschaftliche Konzepte dagegen sollten nicht primär nach ihrem „Durchsetzungswert“ beurteilt werden, sondern nach ihrem Erkenntnisgewinn.

Zu fragen ist: Welche Erkenntnisse trägt die Psychodynamische Psychologie zur Klinischen Psychologie und Psychotherapie bei? Welche Beiträge hat sie in der Vergangenheit hierzu geleistet, und wie kann sie die Zukunft des Faches mitgestalten?

In der Jubiläumsschrift der DGPs sind diese Fragen und Antworten ausgeklammert. Welchen vernünftigen Grund aber kann das noch junge Fach Klinische Psychologie/ Psychotherapie anführen, laboriertes und empirisch schon gut gesichertes Wissen um „dynamisch unbewusste“ Strukturen und Prozesse, wie es die Psychoanalyse zur klinischen Theorie und Praxis beiträgt, mit der schlichten und noch dazu „prognostischen“ Bemerkung zurückzuweisen, dieses Wissen habe sich nicht „durchsetzen“ können?

Mit diesen Fragen setzt sich die *Arbeitsgemeinschaft Psychodynamische Psychologie und Psychotherapie an der Universität (AGPU)* in der vorliegenden Schrift auseinander. Die AGPU hat sich im Oktober 2004 mit dem Ziel gegründet, den Stellenwert der Psychodynamischen und Psychoanalytischen Psychologie in der universitären Psychologie und Medizin im deutschsprachigen Raum zu stärken. Sie strebt einen breiten Informationsaustausch mit wissenschaftlichen Einrichtungen und den psychoanalytisch und tiefenpsychologisch orientierten Fachgesellschaften in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz an (Fischer & Eichenberg, 2006). Den Mitgliederkreis bilden Hochschullehrer/innen für Klinische Psychologie und Psychotherapie im Studiengang Psychologie und/ oder Mitwirkende an postgraduierten Ausbildungsinstituten zum Psychologischen Psychotherapeuten, die der Universität angeschlossen sind.

In einem offenen Brief an die Geschäftsführenden Direktoren der Psychologischen Institute (Abschnitt 4.3) hatte die AGPU Bedenken mitgeteilt, die sich aus der extrem

ungleichgewichtigen Repräsentation von Verhaltenstherapie gegenüber Tiefenpsychologie/Psychoanalyse an den psychologischen Instituten/Fakultäten ergeben. Es wurde auf die Interessenlage der Psychologiestudentinnen und -studenten an einem klinischen Unterricht aus erster Hand und auf die Interessen der Bevölkerung am Zugang zu den existierenden, als wissenschaftlich anerkannten Psychotherapieverfahren hingewiesen. Die DGPs nahm hierzu in folgender Weise Stellung:

Arbeitsgemeinschaft Psychodynamische Psychologie an der Universität

„Die in der Überschrift genannte Arbeitsgemeinschaft hat ein Rundschreiben an die Kultusministerien sowie Dekane der Universitäten versandt, in dem eine vermeintliche Benachteiligung von Bewerbern auf Professorenstellen kritisiert wird, soweit diese Psychodynamische oder Psychoanalytische Therapieausbildungen haben. Die Sprecher der Fachgruppe haben in Kooperation mit der DGPs hierzu eine Stellungnahme erstellt und ebenfalls an die Kultusministerien versandt. Dabei wurde auf die Grundprinzipien der Besetzungspolitik hingewiesen (Qualität der Forschung unter besonderer Berücksichtigung internationaler Forschung; Passung an das Ausschreibungsprofil der Universität). Die Korrektheit dieses Verfahrens wird bereits jetzt von den Kultusministerien überprüft. Aus diesem Grund sehen die Sprecher der Fachgruppe die geäußerten Vorwürfe als nicht begründet an. Verschiedene Kultusministerien haben zwischenzeitlich geantwortet und mitgeteilt, dass sie die Position der Fachgruppe teilen.“ (DGPs, 2006, S. 51)

Nach Stil und Inhalt der eingangs zitierten Jubiläumsschrift hätte eine anderslautende Stellungnahme wohl eher überrascht. Bedauerlich bleibt, dass die Antwort der DGPs keinerlei Problembewusstsein erkennen lässt. Sollen die

Studierenden der Psychologie mangels Alternativen in Zukunft gezwungenermaßen nur noch Verhaltenstherapie lernen? Soll die Bevölkerung auf akademisch ausgebildete Psychotherapeuten mit einem anderen fachlichen Schwerpunkt als der Verhaltenstherapie in Zukunft verzichten? Sollen die staatlich, aus Steuermitteln und neuerdings auch durch Studiengebühren finanzierten Lehrstühle der Klinischen Psychologie/Psychotherapie in die „Erbpacht“ einer therapeutischen Richtung übergehen? Was kann getan werden?

Wer die Gegenwart verstehen will, sollte sich auch mit der Vergangenheit befassen. Und um sich für die Zukunft rüsten zu können, müssen Probleme der Gegenwart sowohl zur Kenntnis genommen als auch differenziert analysiert werden. Daher werfen wir einen Blick zurück auf den Aufbau der Klinischen Psychologie im deutschsprachigen Raum ab Ende des zweiten Weltkriegs. Wie in der DGPs-Jubiläumsschrift, so erfahren die meisten Studierenden der Psychologie in ihrem Studium erst gar nicht, dass es ganz überwiegend Hochschullehrer mit psychodynamischer Kompetenz waren, die das Fach nach dem Kriege im deutschsprachigen Raum aufgebaut und in der Praxis verankert haben. Sie rehabilitierten damit zugleich in Deutschland die Psychoanalyse, eine Therapiemethode, die im Nationalsozialismus als „entartet“ verfemt worden war. In diesem Sinne holen wir im folgenden ein Stück Wissenschaftsgeschichte der Klinischen Psychologie nach, das aus der DGPs-Festschrift komplett ausgeblendet ist.

2. Vergangenheit: Entwicklung der Klinischen Psychologie in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945

Durch die Orientierung an der nordamerikanischen Psychologie, die in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg vorherrschend wurde, kam auch das Fach Klinische Psychologie über den Ozean. In der zweiten Professionalisierungsphase der Psychologie expandierte vor allem die Klinische Psychologie in den Bereichen Therapie, Beratung und Sozialarbeit. Der Beruf des Psychologen wurde häufig mit dem des Klinischen Psychologen gleich gesetzt (Dorsch, 1963, S. 98 ff.; Bondy, 1964, S. 12; Hoyos, 1964, S. 94). Hier leisteten fast ausschließlich Hochschullehrer mit psychodynamischer Ausrichtung die Aufbauarbeit in Klinischer Psychologie, wie die folgenden Ausführungen zeigen.

An der *Universität Freiburg* wurde im Jahre 1966 Walter J. Schraml zum Professor für Klinische und Entwicklungspsychologie berufen. Im Jahre 1970 brachte er das erste Lehrbuch der Klinischen Psychologie im Huber-Verlag heraus. Der zweite, zusammen mit Urs Baumann herausgegebene Band leitete dann über zum heutigen Lehrbuch der Klinischen Psychologie im gleichen Verlag. Nach Übernahme der Herausgeberschaft durch Baumann spielte die Psychodynamische Psychologie in diesem Werk nur noch eine untergeordnete Rolle. An der Freiburger Universität vertrat auch der damalige Institutsdirektor, Robert Heiss, in Diagnostik und Allgemeiner Psychologie eine psychodynamisch fundierte Persönlichkeitskonzeption. Heiss gab in der Hogrefe-Reihe das Handbuch der Psychologischen Diagnostik heraus und verfasste unter dem Titel „Allgemeine Tiefenpsychologie“ den wichtigsten tiefenpsychologischen Beitrag zur Allgemeinen Psychologie. Er verkörperte auch die alte Tradition einer Verbindung von Philosophie und Psychologie. Heiss

war Philosophieprofessor und verfasste 1932 eines der heute noch wichtigsten Werke zur dialektischen Logik (Logik des Widerspruchs. Eine Untersuchung zur Methode der Philosophie und zur Gültigkeit der formalen Logik. Berlin/Leipzig). Nach Übernahme des Lehrstuhls Heiss durch Jochen Fahrenberg wurde die psychodynamische und philosophische Tradition in Freiburg nicht fortgesetzt.

In *Erlangen-Nürnberg* wurde Walter Toman 1962 zum Professor für Klinische Psychologie und Psychotherapie berufen, wo er eine psychoanalytische Ausrichtung vertrat. Bereits 1960, während seiner Lehrtätigkeit an der Harvard University, veröffentlichte er das Fachbuch *Introduction to Psychoanalytic Theory of Motivation* bei Pergamon Press, London, New York.

An der *Universität Würzburg* vertrat zunächst Ludwig J. Pongratz, Persönlichkeitstheoretiker und Psychoanalytiker und Herausgeber des Handbuchs für Psychologie im Hogrefe-Verlag (1977), die Klinische Psychologie. Seit 2002 ist der Verhaltenstherapeut Paul Pauli, der die Nachfolge von Wilhelm Janke antrat, Inhaber des Lehrstuhls für Klinische Psychologie.

An der *Universität Bonn* wurde das Psychologische Institut Anfang der 1960er Jahre durch die Etablierung weiterer Abteilungen ausdifferenziert. 1963 wurde mit Adolf Martin Däumling, bekannt durch die Erforschung und Entwicklung gruppenspezifischer Ansätze auf tiefenpsychologischer Grundlage, die Abteilung Klinische und Angewandte Psychologie erstmals besetzt. Seit der Übernahme des Lehrstuhls durch Oswald B. Scholz im Jahre 1983 wurde in Bonn ausschließlich der verhaltensmedizinische Ansatz vertreten.

An der *Universität Hamburg* wurde 1949 Curt Bondy, ein Schüler von William Stern, Leiter des Instituts für Psychologie und Sozialpädagogik. Obwohl er eher sozialpsychologisch und

pädagogisch arbeitete (Hamburg-Wechsler-Intelligenz-Test), war er konzeptionell Freud und der tiefenpsychologischen Tradition verpflichtet. Im Jahre 1959 übernahm Peter R. Hofstätter den „Ordentlichen Lehrstuhl für Psychologie I“. Hofstätter selbst stand der Tiefenpsychologie nahe und war in ihr sehr bewandert. Mit Reinhard Tausch als Vertreter der „Klinischen Psychologie“ endete die tiefenpsychologische Tradition in Hamburg. Heute sind an der Universität zwei klinisch-psychologische Arbeitsbereiche eingerichtet: Neben dem Arbeitsbereich Gesprächspsychotherapie existiert die Abteilung Verhaltenstherapie, aktuell besetzt mit Bernhard Dahme.

An der *Universität zu Köln* wurde Wilhelm Salber 1963 zum Professor für Klinische Psychologie berufen. Er entwickelte das Konzept der Psychologischen Morphologie (1965 Morphologie des seelischen Geschehens, Ratingen: Henn).

Alexander Mitscherlich erhielt 1966 eine Professur für Psychologie an der *Universität Frankfurt*. Bereits 1960 gründete er in Frankfurt das Sigmund-Freud-Institut, dessen Leiter er bis zu seiner Emeritierung war. 1974 wurde das Institut aufgespalten und ein Fachbereich für Psychoanalyse eingerichtet, besetzt durch Hans-Volker Werthmann, Peter Kutter und von 1987 bis 2002 mit Christa Rohde-Dachser. Dieser Bereich war aus dem Studiengang Psychologie ausgegliedert worden. Heute ist Tilmann Habermas Inhaber des Lehrstuhls für Psychoanalyse. Im Jahre 2005 wurde die zweite dem Institut für Psychoanalyse zugehörige Professur gestrichen.

An der *Universität München* ist die Abteilung Klinische Psychologie und Psychotherapie mit zwei Professoren besetzt. Willi Butollo vertritt einen integrativen psychotherapeutischen Ansatz, Wolfgang Mertens (u.a. Autor des Kompendium psychoanalytischer Grundbegriffe, Beltz PVU, 1992, 2.

Aufl.) als Psychoanalytiker die psychodynamische Tradition. Damit konnte in München nach Antoon Houben (u.a. Autor von „Klinisch-psychologische Beratung. Ansätze einer psychoanalytisch fundierten Technik“, Uni-TB, 1984) und seiner Assistentin Thea Bauriedl („Psychoanalyse ohne Couch. Zur Theorie und Praxis der Angewandten Psychoanalyse“, Beltz PVU, 1985) die Psychoanalyse in Forschung und Lehre fortgeführt werden.

An der *Universität Bremen* ist innerhalb des Studiengangs Psychologie das Institut für Psychologie und Sozialforschung angesiedelt. Ein Arbeitsbereich des Instituts ist „Psychoanalyse und Kultur“, vertreten bis Frühjahr 2004 durch Rolf Vogt, dessen Forschungsschwerpunkt die klinischen und sozialpsychologischen Anwendungsformen der Psychoanalyse sind. Einen starken Schwerpunkt hatte der Studiengang Psychologie im Bereich der Analytischen Sozialpsychologie, vertreten bis 1995 durch Gerhard Vinnai und bis 2004 durch Thomas Leithäuser. Eine inhaltliche Nachfolge gibt es für diesen Bereich bis heute nicht. Thomas Leithäuser vertrat zusätzlich die psychoanalytische Entwicklungspsychologie. Ihm folgte Malte Mienert (Juniorprofessur) nach, womit die psychoanalytische Ausrichtung in den von Leithäuser vertretenen Fächern (Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie) verloren ging. Seit 1991 ist der Lehrstuhl „Psychologie mit dem Schwerpunkt Angewandte Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse“ durch Ellen Reinke vertreten. In ihrem Institut „DIALOG – Zentrum für Angewandte Psychoanalyse“ wird die psychodynamische Tradition im Bremer Studiengang Psychologie bis heute in Forschung und Lehre fortgeführt.

An der *Technischen Universität Berlin* hatte von 1977 bis 1999 Eva Jaeggi (u.a. Autorin des Buches „Tiefenpsychologie lehren – Tiefenpsychologie lernen“, Stuttgart: Klett-Cotta, 2003) den Lehrstuhl inne. Jaeggi war zunächst Verhaltens-

therapeutin und wandte sich dann der Psychoanalyse zu. Heute ist der Lehrstuhl besetzt mit der Verhaltenstherapeutin Gabriele Wilz.

An der *Universität des Saarlands* wurde 1951 das Institut für Psychologie im Rahmen einer französischen Universitätsgründung von Nancy ausgehend durch den Schweizer Forscher Ernst Eberhard Boesch gegründet. Boesch hatte in Genf bei Piaget studiert, bei Pfister seine Analyse absolviert und vor seinem Ruf an die Europauniversität des Saarlandes acht Jahre als Schulpsychologe in St. Gallen gearbeitet. Boesch hat das Gesamtgebiet der Psychologie abgedeckt und leitete ab 1955 im Auftrag der UNESCO in Thailand das Bangkok Institut. Damit betrieb er eine umfassende Forschung in den Entwicklungsländern, die man aus heutiger Sicht ethnopsychanalytisch nennen könnte. Dies geschah auf Empfehlung des Senats der Universität. Parallel gründete Boesch das erste Ambulatorium der Psychologie in Deutschland, das bis heute besteht und bis heute auch die verschiedenen Therapierichtungen abdeckt. Aus dieser Gruppe sind u.a. die Professoren Baltès, Reinert, Schmidt hervorgegangen. Die wesentlichen Publikationen Boesch's waren einerseits die Psychopathologie des Alltags, Kultur und Handlung sowie in englischer Sprache „Symbolic Action Theory“. Dieser Autor ist im französisch- und englischsprachigen Raum gleichermaßen bekannt wie im deutschsprachigen Raum. Die Rezeption seiner Arbeiten kam mit einer Zeitverzögerung zustande. Kürzlich erhielt er den Ehrendoktor der Humboldt Universität in Berlin, vor allem für seine bahnbrechenden handlungstheoretischen Arbeiten, welche den psychoanalytischen Ansatz einschließen. Rainer Krause wurde 1980 als Nachfolger von Inge Strauch, die nach Zürich wechselte, auf die C4 Stelle für Klinische Psychologie in Saarbrücken berufen und vertrat hier seither das Gesamtgebiet der Klinischen Psychologie.

Aufschlussreich für die Entwicklung der Klinischen Psychologie im deutschsprachigen Raum ist auch die Geschichte des Zürcher Psychologischen Instituts. Der erste Psychologe an der *Universität Zürich* war Wilhelm Keller, ganz in der philosophischen Tradition stehend. Als empirischer Psychologe wurde Ulrich Moser berufen, der das Psychologische Institut dort als eigenständige Organisationsform begründet hat. Er war führend am Aufbau beteiligt. Es folgten als Kollegin von Ulrich Moser (zweiter klinisch-psychologischer Lehrstuhl Inge Strauch – mit einem Schwerpunkt in empirischer Schlaf- und Traumforschung), Francois Stoll (Angewandte Psychologie), seit 1990 Brigitte Boothe als Nachfolgerin von Moser; auf Inge Strauch folgte die Verhaltenstherapeutin Ulrike Ehlert. Das psychologische Institut in Zürich ist seit den 1990er Jahren in imperativem Ausbau begriffen. Inzwischen gibt es 16 Professoren, meist als Ausbau und Differenzierung der vorhandenen Fachrichtungen. Neuropsychologie wurde früher von Privatdozenten gelehrt, jetzt ist es ein eigenständiger Lehrstuhl (Lutz Jäncke). Das gilt auch für den neuen Lehrstuhl Psychopathologie (früher im Nebendienst von Professor Scharfetter und Herzka betreut, später von Achim Haug), er ist seit kurzem von Andreas Maercker besetzt.

3. Gegenwart

Obwohl sich nach dem 2. Weltkrieg vor allem Hochschullehrer mit psychodynamischer Orientierung Verdienste um Gründung und Ausbau der Klinischen Psychologie erworben haben, ist der psychodynamische Schwerpunkt im Studiengang Psychologie gegenwärtig – wie die folgenden Ausführungen zeigen – in leitender Funktion (Professur und Abteilungsleitung für Klinische Psychologie und Psychotherapie) gegenwärtig nur an zwei Universitäten vertreten. Wie hat es dazu kommen können?

Haben die psychodynamischen Hochschullehrer versäumt, qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs heranzubilden? Ist die psychodynamische Richtung zahlenmäßig heute deshalb so schwach vertreten?

Das könnte eine plausible Erklärung sein, auf die die Verfasser der Festschrift in ihrer Bemerkung, die psychodynamische Richtung habe sich „nicht durchsetzen“ können, wohl auch anspielen.

Dieses „Qualifikationsargument“ kann aber nur aufrechterhalten werden, wenn man bei den Professuren für Klinische Psychologie die Ausschreibungs- und Auswahlpraxis unberücksichtigt lässt. So sollte man erwarten, dass neu zu besetzende Lehrstühle „schulenneutral“ ausgeschrieben werden, damit klinisch und wissenschaftlich qualifizierte Bewerberinnen und Bewerber, die mit unterschiedlichen therapeutischen Methoden arbeiten, annähernd gleiche Chancen haben, im Bewerbungsverfahren ihre Qualifikation nachzuweisen und berufen zu werden.

Akademische Fächer, in denen unterschiedliche Methoden, Traditionen oder „Strömungen“ bestehen, achten meist sorgfältig darauf, einen Ausschreibungstext „methodenneutral“ zu halten, schon um nicht unter den Einfluss einer einzelnen „Schule“ zu geraten. Wer nun von der Psychologie ein vergleichbares Vorgehen erwartet, sieht sich getäuscht. Wir haben die Ausschreibungstexte für Klinische Psychologie und Psychotherapie in den vergangenen 13 Jahren recherchiert mit dem Ergebnis, dass eine „methodenneutral“ gehaltene Ausschreibung nur selten vorkommt. Schon 21 % der Ausschreibungstexte legen den Bewerber und künftigen Professor ausschließlich auf Verhaltenstherapie fest. Eine weitere Besonderheit kommt hinzu, die im Vergleich mit anderen Fächern beinahe skurril erscheint: In weiteren 41 % der Ausschreibungstexte wird von einer psychotherapeutischen Ausbildung schlicht abgesehen. Damit konnte und kann sogar ein Bewerber berufen werden, der seine „Erfahrungen“ im klinisch-psychologischen und psychotherapeutischen Umgang mit Patienten/Klienten vor allem seiner Lektüre verdankt.

Bei 21 % der Ausschreibungen waren psychodynamisch qualifizierte Bewerberinnen und Bewerber demnach von vornherein ausgeschlossen. Geht man von dieser Datenlage aus, so klingt die Bemerkung von Kröner-Herwig und Schulte, die psychodynamische Methode habe sich „nicht durchsetzen können“ fast wie ein Zynismus. Wie stellt sich die Lage dar bei den 41 % der Ausschreibungen ohne klinische Qualifikation?

Die psychotherapeutische Ausbildung ist im Allgemeinen mit erheblichem zeitlichem Aufwand verbunden. Sie dauert im Anschluss an das Psychologiestudium mindestens 3, in der Regel jedoch 5 bis 6 Jahre. Bewerberinnen und Bewerber, die ihre psychotherapeutische Ausbildung erfolgreich abschließen, müssen bei dieser Ausschreibungsvariante mit

Kolleginnen und Kollegen konkurrieren, die sich ausschließlich der Grundlagenforschung gewidmet haben. Dadurch reduziert sich ihre Aussicht berufen zu werden in erheblichem Ausmaß. Nachteilig insbesondere für psychodynamische Bewerber wirkt sich der Umstand aus, dass sie meist weniger in der Grundlagen- als in der Anwendungsforschung engagiert sind – ein Forschungsschwerpunkt, der in der Abfolge der Qualifikationskriterien ja automatisch herabgestuft wird, wenn nicht einmal eine psychotherapeutische Vorbildung erwartet wird, die andererseits für den Fortschritt der Klinischen Psychologie/Psychotherapie jedoch dringend benötigt wird.

Die „Durchsetzungsmentalität“, worauf die Verfasser der DGPs-Festschrift wohl vor allem bauen, hat aber noch weitere Facetten. Wiederholt mussten wir beobachten, dass psychodynamisch orientierte Kolleginnen und Kollegen zum Bewerbungsvortrag gar nicht erst eingeladen wurden, obgleich sie in Grundlagen- wie auch in angewandter Forschung hervorragend ausgewiesen sind. So wurde ein hochqualifizierter Bewerber mit psychodynamischer Kompetenz in jüngster Vergangenheit allein an vier verschiedenen Universitäten nicht einmal zum Bewerbungsvortrag zugelassen. Diese Praxis muss leider als beispielhaft gelten und kann an der folgenden Konstellation weiter verdeutlicht werden, die sich gegenwärtig an einer der Universitäten ergibt. Hier weist der psychodynamisch orientierte Bewerber im Vergleich mit der dem Ministerium zur Einstellung vorgeschlagenen verhaltenstherapeutischen Bewerberin eine Publikationsrate von 80 gegenüber 20 auf, darunter Publikationen in international am höchsten bewerteten Journalen. Im Einzelfall stellte sich jeweils heraus, dass die Berufungskommission kein einziges psychodynamisch qualifiziertes Mitglied aufwies noch die Fachkompetenz auswärtiger Gutachter genutzt worden war. Dieses Vorgehen verstößt sowohl gegen das demokratische Prinzip der Chancengleichheit als auch gegen das Leistungs-

und „Exzellenzprinzip“, das von Wissenschaftsministerien und Hochschulen heute gleichermaßen vertreten wird.

Soweit bleibt festzuhalten, dass durch 41 % der Ausschreibungstexte die Berufungschance psychodynamisch gebildeter Bewerberinnen und Bewerber erheblich gemindert, in 21 % der Fälle sogar ausgeschlossen wird. Dem nicht primär verhaltenstherapeutisch ausgerichteten wissenschaftlichen Nachwuchs wurde und wird eine akademische Karriere in Klinischer Psychologie und Psychotherapie wesentlich erschwert oder unmöglich gemacht.

Zusammengenommen tragen beide Vorgaben im Ausschreibungstext wesentlich zu der Zahl von 80 % verhaltenstherapeutischer Abteilungen für Klinische Psychologie und Psychotherapie bei, die an den deutschen Universitäten heute anzutreffen ist.

Wird ein Berufungsverfahren dagegen so gestaltet, dass eine klinisch-therapeutische Qualifikation erwartet wird (was fachlich selbstverständlich ist) und Neutralität gegenüber der methodischen Ausrichtung einschließlich der bevorzugt angewandten Forschungsmethodik gewahrt bleibt (was eine akademische Selbstverständlichkeit ist oder zumindest sein sollte), konnten und können psychodynamisch qualifizierte Bewerberinnen und Bewerber sich sehr wohl „durchsetzen“. Einen Beleg hierfür bietet auch die Medizin. Wegen ihrer klinischen Erfahrung und Kompetenz in anwendungsbezogener Forschung werden die Professuren für psychotherapeutische Medizin in Deutschland überwiegend von psychodynamisch qualifizierten Hochschul Lehrern und -lehrerinnen vertreten. Gleiches gilt für psychotherapeutische, psychosomatische und psychotherapeutisch arbeitende psychiatrische Kliniken. Weshalb sollte diese seit langem bewährte, kliniknahe Fachkompetenz ausgerechnet Studierenden der Psychologie vorenthalten bleiben?

3.1 Vertretung der Psychodynamischen Psychologie im psychologischen Studiengang

Gottfried Fischer vertritt das Fach *Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität zu Köln* (www.ikpp-uni-koeln.de). Er ist Psychologischer Psychotherapeut und Psychoanalytiker (DPV) und leitet die Forschungsprojekte des im Jahre 1991 in Freiburg/Br. gegründeten Deutschen Instituts für Psychotraumatologie (www.psychotraumatologie.de). Gemeinsam mit Peter Riedesser hat er das erste deutschsprachige Lehrbuch der Psychotraumatologie verfasst (2003 in 3. Aufl., erschienen bei Ernst Reinhardt, München). Ein weiterer Schwerpunkt ist die qualitative und quantitative Psychotherapieforschung. Fischer veröffentlichte ein Manual zur Traumatherapie (Fischer, 2000b) und ätiologieorientierten Psychotherapie (Fischer, 2006), das auf den Prinzipien der Psychodynamisch-dialektischen Psychotherapie (PdP) beruht und in behandlungstechnischer Hinsicht auch Komponenten der Verhaltenstherapie berücksichtigt (psychodynamisch-behaviorales Vorgehen). Er entwickelte ein Handbuch (Fischer, 2000a) und spezielle Software zur Planung und Dokumentation von Psychotherapien, KÖDOPS: das Kölner Dokumentationssystem für Psychotherapie und Traumabehandlung (www.koedops.de). Inhaltlich führt er in seiner Forschung und psychodynamisch-dialektischen Psychotherapie u.a. die Tradition seiner Freiburger Lehrer Walter J. Schraml und Robert Heiss fort. Neben Klinischer Psychologie und Psychotherapie unterrichtet er im Studiengang Psychologie Klinische Organisationspsychologie, Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung sowie Kunstpsychologie und Alltagsästhetik, mit einem Schwerpunkt in psychoanalytischer Literaturwissenschaft (vgl. die Monografie „Von den Dichtern lernen. Kunstpsychologie und dialektische Psychoanalyse“, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005). Er leitet die postgraduierte Ausbildung

zum Psychologischen Psychotherapeuten nach dem Psychotherapeutengesetz von 1999 beim Institut für Psychotherapeutische Forschung, Methodenentwicklung und Weiterbildung IPFMW an der Universität zu Köln im Schwerpunkt tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie. Weitere thematische Schwerpunkte der Psychotherapieausbildung sind Organisationspsychologie und psychologische Medizin (www.ipfmw.uni-koeln.de). Er ist Geschäftsführender Herausgeber der ZPPM – Zeitschrift für Psychotraumatologie und Psychologische Medizin beim Verlag Roland Asanger, Heidelberg/Kröning (www.zppm-asanger.de). Das komplette Publikationsverzeichnis von Fischer ist unter www.ikpp.uni-koeln.de/ikpp/pub/pub_prof.html abrufbar.

Rainer Krause vertritt das Fach Klinische Psychologie und die Allgemeine Psychologie 2, Emotion, Motivation und Lernen in *Saarbrücken*. Er hat in Tübingen und Zürich studiert, vor allem bei den Professoren Mühle, Kaminski und Moser. Er hat in Zürich als wissenschaftlicher Assistent und Oberassistent in den Gebieten Sozialpsychologie und Klinische Psychologie gearbeitet und dort die erste Beratungsstelle der Universität aufgebaut. 1975 bis 1978 war er mit einem Stipendium für den Fortgeschrittenen Akademischen Nachwuchs in den USA bei Paul Ekman, Sylvan Tomkins, Stanley Feldstein, Starkey Duncan und Ross Buck zum Studium der Emotionsforschung. Er hat an der Auswertung der Mimik mittels des Facial Action Coding Systems mitgewirkt. In Zürich hat er 1971 eine psychoanalytische Ausbildung begonnen, die schließlich 1985 zur Mitgliedschaft in der Schweizerischen Gesellschaft und dann in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (DPG) geführt hat. Er hat sechs Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und des Schweizerischen Nationalfonds sowie ein Graduierten Kolleg aus dem Umfeld der unbewussten Interaktionssteuerung durch nonverbales, vor allem affektives,

Verhalten durchgeführt, das in viele Publikationen eingegangen ist. Rainer Krause ist Vorsitzender der Forschungskommission der DGP und Mitglied der Forschungskommission der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung sowie wissenschaftlicher Berater des Psychotherapieausschusses der Kassenärztlichen Bundesvereinigung. Er hat das psychoanalytische Ausbildungsinstitut des Saarlandes zusammen mit Rainer Sandweg und Ulrich Moldenhauer gegründet. Die wichtigsten neuen Publikationen sind auf der Homepage unter www.uni-saarland.de/fak5/krause/rk_publ.htm zu finden.

Brigitte Boothe ist Psychoanalytikerin (DPG, DGPT) und Psychotherapeutin (FSP, BDP) mit Staatsexamen in Philosophie, Germanistik und Romanistik 1971 an der Universität Mannheim; 2. Staatsexamen, Studienrätin z.A. Köln (1975), Diplom im Fach Psychologie 1977 an der Universität Bonn, Promotion im Fach Philosophie 1977 an der Universität Aachen; wissenschaftliche Mitarbeit und psychoanalytische Weiterbildung am Institut für Psychotherapie und Psychosomatik der medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf; Habilitation an der Universität Düsseldorf 1988. Seit 1990 ist sie Inhaberin des Lehrstuhls für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse an der *Universität Zürich* (www.psychologie.unizh.ch/klipsa). Sie ist Leiterin der postgradualen Weiterbildung in psychoanalytischer Psychotherapie, in der Leitung der universitären interdisziplinären Kompetenzzentren für Gerontologie, für Psychotherapie und für Hermeneutik, Leiterin der universitären psychotherapeutischen Praxisstelle mit psychoanalytischem Schwerpunkt und der universitären psychologischen Beratungsstelle *Leben im Alter* (vgl. Boothe & Ugolini, 2003). Mitglied der Forschungskommission der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft. Mitherausgeberin der Fachzeitschrift „Psychotherapie und Sozialwissenschaft“. Aktuelle Forschungsschwerpunkte sind Psychotherapeuti-

sche Einzelfall- und Prozessforschung (vgl. Dahler, Boothe & die Arbeitsgruppe QPT, 2005; Luif, Thoma & Boothe, 2005), klinische Erzählforschung (vgl. Boothe, 2004 sowie www.jakob.unizh.ch/docs/jakreport05-060313.pdf) und Traumanalyse. Das Publikationsverzeichnis von Boothe ist unter www.psychologie.unizh.ch/klipsa/team/boothe/publ/listenpublikationen.shtml einsehbar.

Heidi Möller, Diplom-Psychologin, ist Dekanin der Fakultät für Bildungswissenschaften der *Leopold-Franzens-Universität Innsbruck*. Sie studierte Psychologie, Philosophie und Soziologie an den Universitäten Münster und Bochum. Möller promovierte 1994 an der TU Berlin in der Klinischen Psychologie und habilitierte sich 2000 im Fach Psychologie mit einer empirischen Untersuchung zu Gütekriterien für Supervisionsprozesse (vgl. Möller, 2001). Sie ist in verschiedenen Psychotherapierichtungen sowie Organisationsberatung und Supervision ausgebildet. Sie ist Lehrtherapeutin für Tiefenpsychologie (vgl. z.B. Jaeggi, Gösde, Hegener & Möller, 2003) und Gestalttherapie, Lehrsupervisorin und zudem Lehrbeauftragte an verschiedenen in- und ausländischen Universitäten. Nach zwei Jahren selbständiger Tätigkeit als Organisationsberaterin in großen Konzernen, Beraterin großer Verwaltungsreformprojekte und einem Jahr Gastprofessur an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck übernahm sie am 1. September 2003 den Lehrstuhl für Kommunikationspsychologie und Psychotherapie und ist seit Oktober 2003 Institutsvorstand des überfakultären „Instituts für Kommunikation im Berufsleben und Psychotherapie“ (www2.uibk.ac.at/zwiko). Dort schließt sie die Schnittstelle zwischen der Klinischen Psychologie und der Arbeits- und Organisationspsychologie. Zum Publikationsverzeichnis von Möller siehe www.uibk.ac.at/zwiko/team/homepages_mitarbeiterinnen/moeller/moell_publ2.html.

Eva Bänninger-Huber studierte Psychologie und promovierte 1985 am Psychologischen Institut der Universität Zürich. Die Habilitation zur Erlangung der *venia legendi* für das Fach Psychologie an der Universität Zürich erfolgte im Jahr 1995. Sie ist Vizerektorin für Lehre und Studierende an der Universität Innsbruck. Seit 2000 hat sie am Institut für Psychologie den Lehrstuhl für Klinische Psychologie inne (www.uibk.ac.at/psychologie/mitarbeiter/baenningerhuber/index.html). Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Klinische Emotions- und Interaktionsforschung, die Mimikforschung (Facial Action Coding System, FACS) und die Psychotherapie-Forschung. Des Weiteren ist sie als Psychotherapeutin und Psychoanalytikerin tätig und Präsidentin des European Chapter der Society for Psychotherapy Research (SPR). Bänninger-Huber leitete von 1986-1997 verschiedene durch den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung finanzierte Projekte im Bereich der Klinischen Emotions- und Interaktionsforschung und Psychotherapieforschung. Parallel nahm sie regelmäßige Lehrtätigkeiten am Psychologischen Institut der Universität Zürich wahr. Sie ist Mitglied in diversen internationalen Fachverbänden (z.B. International Society for Research on Emotions, ISRE), Facial Action Coding System (FACS) User Group, seit 2000 President of the Continental European Chapter der International Society for Psychotherapy Research, SPR). Sie organisierte viele Kongresse (z.B. 9th European Conference on "Facial Expression, Measurement and Meaning" an der Universität Innsbruck, September 2001, Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Psychologie, Februar, 2004) und ist Leiterin der Arbeitsgruppe „Notfallpsychologie“ des Kriseninterventionsteams des Roten Kreuzes des Landes Tirol. Zum Publikationsverzeichnis von Bänninger-Huber siehe www.uibk.ac.at/psychologie/forschung/publikationen.html#pub_eva.

3.2 Daten zu Besetzungspolitik und Ausschreibungspraxis in Klinischer Psychologie

Dass sich das psychodynamische Paradigma in der universitären Psychologie noch nicht genügend „durchgesetzt“ hat, trifft angesichts der starken verhaltenstherapeutischen Überlastquote sicherlich zu. Den vielleicht wichtigsten Grund dafür hatten wir in der Ausschreibungspraxis kennen gelernt, die in der folgenden Übersicht (Abbildung 1) näher aufgeschlüsselt ist.

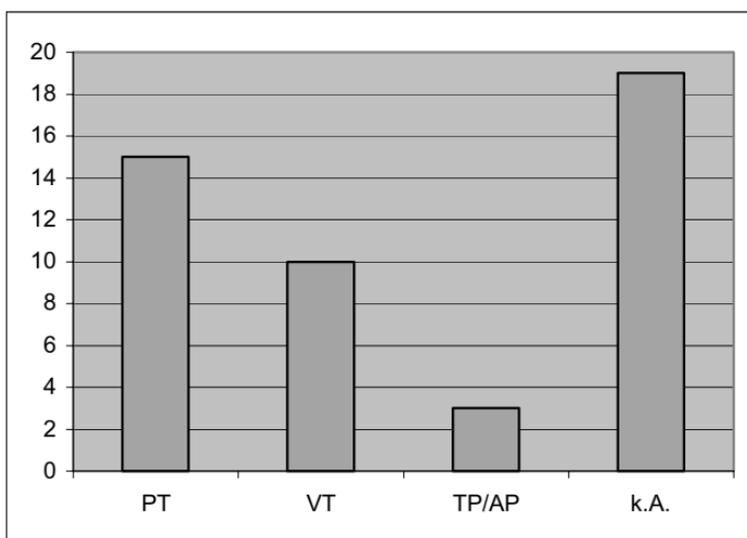


Abbildung 1: Ausschreibungsschwerpunkte der Lehrstühle für Klinische Psychologie/ Psychotherapie seit 1993 an deutschsprachigen Universitäten (N = 47)

Erklärung. PT: eine Psychotherapieausbildung wurde gefordert ohne die Nennung eines bestimmten Schwerpunkts; VT: Psychotherapieausbildung mit verhaltenstherapeutischem Schwerpunkt; TP/AP: Psychotherapieausbildung mit tiefenpsychologischem/psychoanalytischem Schwerpunkt; k.A.: es wurde keine Psychotherapieausbildung gefordert

Bei den auf eine Therapierichtung festgelegten Ausschreibungen ergibt sich ein Verhältnis von 3,3 zu 1 zugunsten der Verhaltenstherapie. Fügt man Ausschreibungen hinzu, in denen ein psychotherapeutisches Verfahren zwar verlangt, aber nicht näher spezifiziert wird, so ergäbe sich eine Proportion von 53 % VT zu 6 % TP/AP, vorausgesetzt, die hinsichtlich der Therapierichtung nicht spezifizierten Ausschreibungen seien insgesamt zugunsten der Verhaltenstherapie entschieden worden, was jedoch nicht der Fall ist. Aber auch daraus ließe sich die heutige Schieflage von knapp 80 % zugunsten der Verhaltenstherapie (vgl. Tabelle 1) noch nicht erklären. Die verbleibende Lücke von ca. 27 % wird geschlossen durch Bewerber aus den 41 % Ausschreibungen, in denen keine abgeschlossene Psychotherapieausbildung gefordert war. Wie lässt sich verstehen, dass das akademische Fach Psychologie beinahe die Hälfte seiner Stellen für Klinische Psychologie ohne psychotherapeutische Qualifikation ausschreibt, die zumindest seit dem Psychotherapeutengesetz (PthG) von 1999 die berufsrechtliche Voraussetzung für die Ausübung der Fachaufsicht in den der Universität angeschlossenen psychologischen Beratungsstellen und auch in klinischer Diagnostik ist? Man könnte erwarten, dass sich die Ausschreibungspraxis in diesem problematischen Punkt zumindest seit 1999, also seit der Verabschiedung des Psychotherapeutengesetzes geändert hat. Das ist jedoch nicht der Fall.

Eine solche Besetzungspolitik wirft die Frage auf, ob Psychologie das geeignete Grundlagenfach für Psychotherapie ist oder ob der Gesetzgeber vielleicht besser daran täte, den Zugang zur Psychotherapie etwa nach österreichischem Vorbild auch Absolventen anderer Disziplinen zu öffnen.

In einem Vergleich mit der Medizin kann die Problematik von Ausschreibungen ohne klinische Qualifikation verdeutlicht werden. Man stelle sich vor, eine medizinische Fakultät würde einen Lehrstuhl für Chirurgie zur Bewerbung ausschreiben und von der fachärztlichen Qualifikation in diesem medizinischen Anwendungsfach dabei absehen. Eine entsprechende Praxis würde vermutlich als Skandal empfunden werden. Fachärztliche und klinische Kompetenz bilden in der Medizin seit jeher die Grundlage, auf der weitere Qualifikationen aufbauen.

Diesem Standard fühlten und fühlen sich viele psychologische Institute offenbar nicht verpflichtet. Wie anders lässt sich erklären, dass heute noch Professuren für Klinische Psychologie und Psychotherapie ausgeschrieben werden, bei denen ein psychotherapeutischer Kompetenznachweis dahingestellt bleibt? Über die Motive und Hintergründe kann man nur spekulieren. Verstehen sich die psychologischen Institute als überwiegend grundlagenorientiert? Messen sie der anwendungsbezogenen Qualifikation und klinischen Erfahrung ihrer Hochschullehrer kein Gewicht bei?

In diesem Falle sollte darauf verzichtet werden, an einer solchen Universität den Studierenden einen Schwerpunkt in Klinischer Psychologie anzubieten, worin nach wie vor die Mehrheit von ihnen beruflich tätig werden möchte. Auch eine anwendungsnah psychotherapeutische Forschung kann nur dann erfolgreich gelehrt und betrieben werden, wenn die HochschullehrerInnen über einen hohen klinischen Qualifikations- und Erfahrungsstand verfügen. Zum Übergewicht der Verhaltenstherapie scheint eine allgemeine Praxisferne im Anwendungsfach Klinische Psychologie und Psychotherapie hinzuzukommen. So bleibt fraglich, ob die Psychologie in ihrer gegenwärtigen Verfassung in der Lage ist, im Studium auf die anspruchsvolle Tätigkeit der Psychologischen Psychotherapeutin vorzubereiten, welche die Absolventinnen dieses Faches mehrheitlich anstreben.

4. Zukunft

Wer die Gegenwart verstehen will, muss sich mit der Vergangenheit befassen. Und es gilt: Um sich für die Zukunft rüsten zu können, müssen Probleme der Gegenwart zur Kenntnis genommen werden. Wie dargestellt wurde, gibt die Jubiläumsschrift der DGPs mit ihrer Bemerkung, die psychodynamische Richtung habe sich nicht „durchsetzen“ können (Schulte & Kröner-Herwig, 2005, S. 70) weder die Vergangenheit der Klinischen Psychologie noch ihre Gegenwart angemessen wieder. Sie lässt vielmehr eine machtpolitische „Durchsetzungsmentalität“ erkennen, die im historischen Rückblick einer wissenschaftlichen Fachgesellschaft auf ihre Vergangenheit als mindestens deplatziert zu bezeichnen ist. Man stelle sich zum Vergleich eine Fachgesellschaft für Physik vor, die Einsteins Relativitätstheorie mit der Bemerkung abtut, sie habe sich „nicht durchsetzen“ können.

Die abwertende Bilanzierung der DGPs wirft Fragen auf: Weshalb identifiziert sich eine seit 100 Jahren bestehende Fachgesellschaft mit der einseitigen Selbstdarstellung einer einzelnen Therapiemethode und ihrer Vertreter? Weshalb wurde nicht zumindest auch eine Darstellung der psychodynamischen Tradition in die Gedenkschrift aufgenommen? Schließlich muss man nicht 100 Jahre zurückgehen, sondern nur einige Jahrzehnte, um auf die Pionierleistung der Psychodynamischen Psychologie für die Klinische Psychologie in Deutschland aufmerksam zu werden und sie zu würdigen. War den Verfassern der Festschrift unbekannt, wie wichtig psychodynamische Ansätze bei der therapeutischen Versorgung der Bevölkerung sind und dass eine fragwürdige Ausschreibungs- und Besetzungspolitik zur eklatanten Unterrepräsentation der Psychodynamischen Psychologie und Psychotherapie an den deutschen Hochschulen geführt hat? In Wirklichkeit besitzt die Psychodynamische Psychologie, Psychotherapie und

Psychoanalyse im disziplinären wie interdisziplinären Feld ein hohes Entwicklungs- und Entfaltungspotenzial, das in der universitären Landschaft gefördert werden sollte.

So haben die Neurowissenschaften erst kürzlich die Psychoanalyse „wiederentdeckt“ und an Patienten mit Hirnläsionen deren zentrale Annahmen zum Zusammenspiel von Motivation, Kognition und Normorientierung beim Menschen bestätigt. Vorbildlich ist auch die Verbindung von natur- und geisteswissenschaftlichen Komponenten, die die Psychoanalyse seit ihren Anfängen aufrecht erhielt und zunehmend differenzierter entwickelt hat. Pioniere der experimentellen Psychologie wie Wundt oder Ebbinghaus hatten sie stets gefordert, aber bis heute steht sie in der Psychologie noch aus. Stattdessen wurden, wie im Behaviorismus, nicht nur die unbewussten, sondern sogar die bewussten Erlebnisprozesse über Jahrzehnte aus der psychologischen Forschung verbannt. Ohne ein fundiertes Verständnis der bewussten wie der unbewussten Dimension von menschlichem Erleben und Verhalten ist jedoch weder eine seriöse klinische Praxis möglich noch eine Grundlagenforschung, die zu nichttrivialen Ergebnissen führt. Weshalb sollten diese Kompetenzen ausgerechnet der jetzt heranwachsenden Generation von Psychologinnen und Psychologen vorenthalten bleiben?

4.1 Länderspezifischer Ausgleich der therapeutischen Methoden

Gegen die Forderung, eine annähernde Gleichverteilung der unterschiedlichen psychotherapeutischen Kompetenzen im Fach Klinische Psychologie/Psychotherapie zu gewährleisten, wurde bislang noch kein ernsthaftes Argument vorgebracht. Sie liegt vielmehr im Interesse von Patienten, Studierenden und der Öffentlichkeit. Zumal an manchen Uni-

versitäten heute die Tendenz besteht, Teile der psychotherapeutischen Ausbildung bereits jetzt in die Bachelor-/Master-Studiengänge hinein vorzuziehen, haben die Studierenden der Psychologie ein Anrecht darauf, die als wissenschaftlich anerkannten Psychotherapieverfahren in ihrem Studium in kompetenter Vermittlung kennen zu lernen. Die Einführung von Studiengebühren in manchen Bundesländern hebt – bei aller Problematik, die diese Einschränkung der Studienfreiheit bedeutet – eine „verbraucherorientierte“ Position deutlich hervor. Da die Therapieausbildung einstweilen und wohl auch künftig nach Abschluss des Psychologiestudiums fortgesetzt und privat finanziert werden muss, verschärft sich das Problem, im Rahmen einer staatlichen Ausbildung die Monopolstellung einer privatwirtschaftlich organisierten Therapierichtung festzuschreiben, würde die gegenwärtige Verteilung der Lehrstühle dauerhaft fortbestehen.

Neben den Studierenden haben auch Patienten und Klinikleiter einen Anspruch darauf, dass eine staatliche Einrichtung wie die Universität die Breite wissenschaftlich anerkannter Therapieverfahren vermittelt. Die Universität vertritt die Freiheit von Forschung und Lehre. Sie ist weder ein Wirtschaftsunternehmen noch eine politische Partei. Auch hat sie nicht den Zweck, privatwirtschaftliche Monopolbildungen zu fördern.

Da in der BRD die einzelnen Bundesländer für die Hochschulpolitik zuständig sind, sollte eine annähernde Gleichverteilung der psychotherapeutischen Verfahren länderspezifisch angestrebt werden. Dazu ist eine Reduktion der Überlastquote an Verhaltenstherapie erforderlich, die – nach Bundesländern verteilt – aus Tabelle 1 hervorgeht. Aufgeführt ist die therapeutische Ausrichtung der Abteilungsleitung. An den 44 bundesdeutschen universitären Abteilungen der Klinischen Psychologie/Psychotherapie sind demnach

Bundesland	Leiter/in der Abteilung Klinische Psychologie mit verhaltenstherapeutischer Ausbildung oder Ausrichtung	Leiter/in der Abteilung Klinische Psychologie mit tiefenpsychol./analytischer Ausbildung oder Ausrichtung	Andere Ausbildung oder Ausrichtung
Baden-Württemberg	4	-	1
Bayern	4	-	2
Berlin	2	-	1
Brandenburg	1	-	-
Bremen	1	-	-
Hamburg	1	-	-
Hessen	4	-	-
Mecklenburg-Vorp.	-	-	1
Niedersachsen	3	-	-
Nordrhein-Westfalen	6	1	1
Rheinland-Pfalz	3	-	-
Saarland	-	1	-
Sachsen	3	-	-
Sachsen-Anhalt	1	-	1
Schleswig-Holstein	1	-	-
Thüringen	-	-	1
Summe	34	2	8

Tabelle 1: Überlast der Verhaltenstherapie in den universitären Einrichtungen zur Klinischen Psychologie/Psychotherapie. Aufgeführt ist die therapeutische Ausrichtung der Abteilungsleitung.

34 LeiterInnen verhaltenstherapeutisch ausgerichtet bzw. ausgebildet. Demgegenüber haben nur zwei AbteilungsleiterInnen eine psychodynamische Qualifikation, acht eine andere Ausbildung bzw. Ausrichtung.

Um mittelfristig einen Ausgleich herbeizuführen, bieten sich folgende Schritte an:

- Ausschreibung von Lehrstühlen mit einer Vertiefung in TP/AP im gleichen Umfang, wie in den vergangenen dreizehn Jahren für Verhaltenstherapie.
- Verfügt eine Universität über zwei oder weitere Lehrstühle für Klinische Psychologie/Psychotherapie, so sollte sich deren psychotherapeutische Kompetenz auf unterschiedliche psychotherapeutische Verfahren verteilen.
- Ausschreibungen für Verhaltenstherapie sind länderspezifisch durch die Ausschreibung eines TP/AP-Schwerpunktes zu kompensieren.
- Klinische Lehrstühle im Fach Psychologie werden ausschließlich mit Bewerbern besetzt, die eine Approbation und den Berufskundenachweis in einem psychotherapeutischen Verfahren erworben haben und zu Supervision und Ausbildung im Rahmen des PsyThG befähigt sind.

4.2 Qualifikationskriterien für die Berufung auf eine Professur für Klinische Psychologie/ Psychotherapie

Bei der Berufung auf eine Professur für Klinische Psychologie/ Psychotherapie bieten sich die weiter unten aufgeführten Ausschreibungs- und Qualifikationskriterien an, die aus unserer Sicht weiter dazu beitragen können, kurz- und mittelfristig Chancengleichheit unter den Bewerberinnen und Bewerbern sowie eine ausgeglichene Verteilung in den für die klinisch-psychologische

und psychotherapeutische Versorgung der Bevölkerung wünschenswerten Kompetenzen herbeizuführen. Erstrebenswert erscheint ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen den therapeutischen Verfahren, zwischen einer natur- und kulturwissenschaftlichen Ausrichtung sowie zwischen unterschiedlichen Forschungsmethoden, etwa qualitativer vs. quantitativer Art.

Daraus leitet sich das Postulat ab, dass keine Bewerberin wegen des von ihr vertretenen therapeutischen Verfahrens, ihres wissenschaftlichen Schwerpunkts (natur- vs. kulturwissenschaftlich) oder der angewandten Methodik bevorzugt oder benachteiligt werden darf.

Wir gehen davon aus, dass dieser Grundsatz konsensfähig ist. Niemand vertritt heute mehr die Auffassung, dass Klinische Psychologie und Psychotherapie allein auf einer natur- oder kulturwissenschaftlichen Grundlage zu betreiben seien, dass relevante Forschungsergebnisse ausschließlich mit quantitativer oder ausschließlich mit qualitativer Methodik zu erzielen seien oder dass eines der als wissenschaftlich fundiert anerkannten psychotherapeutischen Verfahren grundsätzlich den anderen überlegen sei. Am Methodenkriterium wird der Grundsatz vielleicht besonders deutlich. Um entscheiden zu können, ob ein bestimmtes Forschungsthema besser mit quantitativer oder qualitativer Methodik zu bearbeiten sei, muss der Forscher notwendigerweise über Kompetenzen in beiden Zugängen verfügen.

Um der bisherigen Überspezialisierung und Einseitigkeit in den genannten Kriterien entgegenzuwirken, bietet sich demnach an, Bewerberinnen und Bewerber auch nach dem Basiskriterium einer gewissen „Vielseitigkeit“ zu beurteilen. Sie sollten fundierte Kenntnisse auch in weiteren psychotherapeutischen Verfahren haben (was ja auch schon in der psychotherapeutischen Ausbildung verlangt wird), sollten

sowohl über kultur- als auch naturwissenschaftliche Themen gearbeitet haben und Forschungserfahrung in quantitativer wie qualitativer Methodik vorweisen. Nur auf der Grundlage einer solchen pluralen Qualifikation können die derzeit zu beobachtenden Einseitigkeiten des Fachs dauerhaft überwunden werden.

Damit ergeben sich folgende Bewertungskriterien:

A Basisqualifikation

A 1 Abgeschlossene Ausbildung und praktische Erfahrung in einem als wissenschaftlich fundiert anerkannten psychotherapeutischen Verfahren; Nachweis fundierter Kenntnisse in mindestens einem weiteren Verfahren

A 2 Nachweis mindestens einer, von der Bewerberin persönlich verfassten Schrift zu jeweils einem naturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Fachproblem

A 3 Nachweis mindestens einer, von der Bewerberin persönlich durchgeführten Untersuchung mit jeweils vorwiegend quantitativer und qualitativer Planungs- und Auswertungsmethodik

A 4 Promotion, Habilitation bzw. Äquivalente

B Arbeitsschwerpunkte

B 1 Vertiefung in speziellen Forschungsbereichen

B 2 Darlegung der vom Bewerber persönlich erarbeiteten neuen Erkenntnisse im Fachgebiet

B 3 Anzahl und Qualität der Publikationen

B 4 Veröffentlichungen in anderssprachigen Zeitschriften, wobei ein Korrekturfaktor bei überwiegend kulturwissenschaftlicher Ausrichtung anzusetzen ist, da kulturwissenschaftliche Forschung schwieriger zu „internationalisieren“ ist

B 5 Beteiligung an und eigenständige Durchführung von Forschungsprojekten. Dabei kann nicht allein das eingeworbene Drittmittelvolumen ausschlaggebend sein, vielmehr sollte insbesondere Kriterium B 2 berücksichtigt werden. Dazu sind Erfolg und praktischer Nutzen des Projekts dazulegen.

C Lehrerfahrung

C 1 Nachweis mindestens einer von Kolleginnen und Studierenden positiv bewerteten Veranstaltung

C 2 Kompetenzen in multimedialer Didaktik und Unterrichtsgestaltung

C 3 Klarer Ausdruck, rhetorische Leistung und Reflexionsniveau (auch im Sinne von Kriterium A) im Bewerbungsvortrag

D Zusammensetzung der Berufungskommission

Es sollte darauf geachtet werden, dass die Kommission nach Kriterium A 1 - 3 paritätisch zusammengesetzt ist.

E Ausschreibungspraxis

Wegen der langjährigen einseitigen Bevorzugung der Verhaltenstherapie sollten ab dato keine weiteren Ausschreibungen mit diesem Schwerpunkt mehr erfolgen. Um die bisherige Bevorzugung auszugleichen, können in anderen Verfahren bis zu einem festzulegenden Zeitpunkt weiterhin Ausschreibungen erfolgen. Zur Begründung bei E ist zu sagen, dass ein ausgeglichenes Verhältnis der Therapieverfahren nur dann zu erreichen ist, wenn dem Kumulationseffekt, der von der massiven Überrepräsentation der Verhaltenstherapie ausgeht, zumindest vorübergehend auch institutionell entgegengewirkt wird.

Diese Kriterien werden auch von der Neuen Gesellschaft für Psychologie im deutschsprachigen Raum (www.ngfp.de) vertreten.

4.3 Qualifikationskriterien für Lehraufträge in Psychodynamischer Psychologie und Psychotherapie

Aus den bisherigen Überlegungen geht hervor, dass die Psychodynamische Psychologie an der Universität in Lehre und Forschung ebenso verankert sein sollte wie andere psychotherapeutische Methoden auch. Ein dauerhafter Austausch zwischen Universität und angewandter Psychotherapie liegt im beiderseitigen Interesse. Da die Studierenden der Psychologie gegenwärtig an vielen Universitäten überhaupt keinen Unterricht in Psychodynamischer Psychologie und Psychoanalyse erhalten, sondern im Gegenteil oft eine Kommentierung, die einer systematischen „Desinformation“ gleichkommt, könnte die Vergabe von Lehraufträgen auf diesem Gebiet als Übergangslösung, bis das Defizit in der Stellenvergabe überwunden ist, in Betracht gezogen werden. Das kann jedoch nur eine Notlösung sein, bei der allerdings zu gewährleisten ist, dass Lehr-

aufträge nur von wissenschaftlich erfahrenen und qualifizierten Kräften wahrgenommen werden. Wegen ihrer Abkoppelung von universitärer Lehre und Forschung werden Tiefenpsychologie und Psychoanalyse heute nicht selten von Psychologen vertreten, die zwar „Lehranalytiker“ sind, jedoch weder promoviert sind noch über Forschungserfahrung und entsprechende Publikationen verfügen. Entsprechend problematisch ist daher oft die wissenschaftliche Qualität von Beiträgen, die in psychoanalytischen Journalen und Foren als „Originalarbeit“ präsentiert werden. Es kann weder im Interesse der Universität und den Studierenden noch aber der Psychoanalyse liegen, wenn ihr aktueller Entwicklungsstand im Studiengang Psychologie durch Kräfte mit zweifelhafter wissenschaftlicher Qualifikation dargestellt wird. Daher hat die AGPU zusammen mit den wichtigsten tiefenpsychologisch/analytischen Fachverbänden Kriterien erarbeitet, die Lehrbeauftragte erfüllen sollten. Dozentinnen und Dozenten, die im Studiengang Psychologie in Psychodynamischer Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse unterrichten, werden von der AGPU in Zusammenarbeit mit der Hochschulkommission der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) und der Forschungskommission der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (DPG) nach folgenden sechs Kriterien zertifiziert:

- A Diplom-Prüfung in Psychologie mit Schwerpunkt im Bereich der Klinischen Psychologie & Psychotherapie bzw. abgeschlossener Masterstudiengang mit diesem Schwerpunkt
- B Abgeschlossene Ausbildung in Tiefenpsychologisch fundierter und/oder Analytischer Psychotherapie (TP/AP) nach den Richtlinien des PThG
- C Ernennung zum Supervisor und Lehrtherapeuten für TP und/oder AP nach den Richtlinien des PThG

an einem staatlich anerkannten Ausbildungsinstitut. Dies setzt mehrjährige praktische Tätigkeit, Supervision und Lehrtätigkeit voraus.

- D Wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Psychologie, in der Regel durch Nachweis einer Promotion in Psychologie
- E Vorträge auf dem Gebiet der Psychodynamischen Psychologie und/oder zu Themen der TP/AP
- F Mindestens zwei Veröffentlichungen in wissenschaftlichen Fachzeitschriften, jeweils mit quantitativer und qualitativer Methodik zu Themen der Psychodynamischen Psychologie und/oder TP/AP.

Die Zertifizierungskommission der AGPU behält sich vor, im Rahmen einer Übergangsregelung nachgewiesene Leistungen ggf. als mit den aufgeführten Kriterien äquivalent anzuerkennen.

Die Übergangsregelung endet mit Datum vom 31.12.2007.

4.4 Anschreiben der AGPU an die Psychologischen Institute – Angebot der Zusammenarbeit

Im März 2005 ging ein „Offener Brief an die Geschäftsführenden Direktoren der Psychologischen Institute“, verfasst von der AGPU (namentlich Gottfried Fischer, Universität Köln), der Hochschulkommission der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV; namentlich Georg Bruns, Universität Bremen) und der Forschungskommission der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (DPG; namentlich Rainer Krause, Universität des Saarlands). In diesem

Brief, den wir im Folgenden in Auszügen wiedergeben, sind unsere Vorstellungen und Forderungen für eine zukunftsweisende Psychologische Psychotherapie entsprechend dem Psychotherapeutengesetz zusammengefasst:

Sehr geehrter Herr/Frau Kollege/in xy,

seit Januar 1999 ist in der Bundesrepublik Deutschland das Gesetz für den Psychologischen Psychotherapeuten (PThG) in Kraft. Mögen vielleicht noch nicht alle Rahmenbedingungen der Aus- und Weiterbildung in optimaler Weise geregelt sein, so bietet das PThG unserem Berufsstand doch die Voraussetzungen, an der psychotherapeutischen Versorgung mit zu wirken, den Beruf des Psychologischen Psychotherapeuten, neben Ärzten und Heilpraktikern, als dritten Heilberuf auszubauen und ihm in Fachkreisen und Öffentlichkeit das wünschenswerte Ansehen zu verschaffen.

Seit Anfang diesen Jahres hat sich in Zusammenarbeit mit den Hochschul- und Forschungskommissionen der tiefenpsychologisch/psychoanalytischen Fachverbände eine Initiative psychologischer Hochschullehrer gebildet, die Arbeitsgemeinschaft Psychodynamische Psychologie und Psychotherapie an der Universität (AGPU), die sich zum Ziel gesetzt hat, die akademischen Disziplinen Psychologie und Psychologische Psychotherapie in ihren Bemühungen um Auf- und Ausbau der Psychologischen Psychotherapie zu unterstützen und die Kompetenz der Richtlinienverfahren Tiefenpsychologisch fundierte und Analytische Psychotherapie (TP/AP) in Psychologiestudium und postgraduierten Ausbildung zu verankern. Unsere Arbeitsgemeinschaft geht davon aus, dass es im Interesse aller psychologischen Kolleginnen und Kollegen und nicht zuletzt auch der Psychologiestudentinnen und -studenten liegt, ein Fach wie Klinische Psychologie und Psychotherapie in der Breite und

Kompetenz, die in der klinischen Praxis vertreten ist, auch an den bundesdeutschen Universitäten wiederzufinden. Die Psychodynamische Psychotherapie in ihren beiden Varianten der TP und AP gehört zu den in der BRD als wissenschaftlich anerkannten Psychotherapieverfahren. Damit der gegenwärtige Forschungsstand erhalten und kontinuierlich weiter ausgebaut werden kann, müssen alle wissenschaftlich anerkannten Paradigmen an den bundesdeutschen Universitäten vertreten sein.

Nun hat unser Arbeitskreis mit Besorgnis festgestellt, dass die psychodynamische Richtung in der Bundesrepublik Deutschland gegenwärtig nur an wenigen Universitäten vertreten ist. Von den Hochschullehrern, die das Fach Klinische Psychologie und Psychotherapie lehren, sind etwa 90 % Verhaltenstherapeuten und richten ihren Unterricht nach diesem Paradigma aus. Das kontrastiert mit der Tatsache, dass in der psychotherapeutischen Praxis etwa 50 % der Patienten tiefenpsychologisch bzw. analytisch behandelt werden (Rüger & Bell, 2004). Eine solche Diskrepanz ist weder für die klinische Praxis noch für die universitäre Ausbildung förderlich. Es sollte unbedingt eine Proportion hergestellt werden, die dem Interesse der Studierenden und den Bedürfnissen der Patientinnen und Patienten entspricht. Verhaltenstherapeutisch ausgerichtete Kolleginnen und Kollegen haben in der Öffentlichkeit wiederholt ein Überwiegen des psychodynamischen Paradigmas im Fach Psychotherapeutische Medizin beklagt und gefordert, die Verhaltenstherapie dort stärker zu beteiligen. Die AGPU unterstützt diese Forderung, erwartet aber auch, dass die verhaltenstherapeutischen Kolleginnen und Kollegen sich für die gleichmäßige Verteilung der psychotherapeutischen Paradigmen in der Psychologie einsetzen, zumal Psychodynamische Psychotherapie an den medizinischen Fakultäten keinen Ausgleich für das Fach Psychologie darstellt. Mit dem Psychotherapeutengesetz existiert in der BRD eine gesundheitsrechtliche Vorgabe, die in der Breite vorhandener psychotherapeutischer Kompetenzen umgesetzt werden muss.

Die einseitige Prädominanz psychotherapeutischer Schulen läuft dem Geist und möglicherweise auch dem Buchstaben des PThG zuwider.

Ob und wie weit es gelingt, in Zukunft ein breit gefächertes und ausgewogenes Lehrangebot im Diplomstudiengang Psychologie zu verankern, entscheidet sich vor allem in Berufungsverfahren zur Besetzung psychologischer Lehrstühle mit Schwerpunkt in Klinischer Psychologie und Psychotherapie. Hier waren in letzter Zeit Vorgänge zu beobachten, die Zweifel an einer Auswahl der Bewerberinnen und Bewerber nach wissenschaftlichen Kriterien aufkommen lassen. So wurden psychodynamisch orientierte Kandidaten, deren Qualifikation außer Frage steht, nicht einmal zum Bewerbungsvortrag geladen. Aus diesem Anlass wendet sich die AGPU zeitgleich an die Wissenschaftsministerien der Länder mit der Bitte, Sorge zu tragen, dass die wissenschaftlich anerkannten psychotherapeutischen Paradigmen in den Studiengängen Psychologie und Medizin gleichermaßen vertreten sind und die grundgesetzlich verankerte Wissenschaftsfreiheit nicht durch schulenspezifische Auswahlkriterien beeinträchtigt wird. Die Institute und Fakultäten könnten einer einseitigen Auswahl von Bewerberinnen und Bewerbern dadurch vorbeugen, dass Vertreter der wissenschaftlich anerkannten Psychotherapieverfahren in das Auswahlverfahren der Bewerber einbezogen werden.

Eine plurale Zusammensetzung des Lehrkörpers psychologischer Institute gewinnt mit der Einführung europäischer Standards und mit Bestrebungen, Teile der psychotherapeutischen Ausbildung nach dem PThG in die neuen Studiengänge einzubinden, besondere Aktualität. Werden Inhalte der psychotherapeutischen Ausbildung in das Psychologiestudium integriert, so müssen die Studierenden unbedingt Gelegenheit erhalten, die unterschiedlichen psychotherapeutischen Paradigmen in „fachkompetenter Präsentation“ kennen zu lernen, bevor sie sich für

eines entscheiden. Welche Qualifikation erforderlich ist, um die Psychodynamische Psychologie und Psychotherapie an der Universität fachkompetent vertreten zu können, lässt sich auf dem Hintergrund des PThG inzwischen genauer bestimmen. Den von der AGPU zertifizierten Katalog von Qualifikationskriterien für Dozenten in Psychodynamischer Psychologie/ Psychotherapie fügen wir diesem Schreiben zu Ihrer Information in der Anlage bei.

Wir hoffen, mit unserem kritischen Kommentar zur Festschrift der DGPs wie auch mit unserem offenen Brief an die Geschäftsführenden Direktoren der Psychologischen Institute einen Anstoß für zukunftsweisende und kreative Entwicklungen der Psychologischen Psychotherapie geben zu können. Vorschläge von seiten der Institute, wie sich die angesprochene Problematik in Zukunft handhaben lässt, nimmt die AGPU gerne entgegen.

Literatur

- Bondy, C. (1964). Psychologie und Öffentlichkeit. *Psychologische Rundschau*, 15, 1-16.
- Boothe, B. (Hg.) (2004). *Macht und Witz im Liebesleben. Märchen, Phantasie und Paarkonflikt*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Boothe, B. & Ugolini, B. (Hg.) (2003). *Lebenshorizont Alter*. Zürich: vdf.
- Dahler, S., Boothe, B. & die Arbeitsgruppe QPT (2005). *Qualitative Psychotherapieforschung im deutschsprachigen Raum. Bestandsaufnahme 2004*. online-Verlag für Gesprächsforschung.
- DGPs (2006). Nachrichten aus der Fachgruppe Klinische Psychologie und Psychotherapie. Arbeitsgemeinschaft Psychodynamische Psychologie an der Universität. *Psychologische Rundschau*, 57 (1), 51.
- Dorsch, F. (1963). *Geschichte und Probleme der Angewandten Psychologie*. Bern: Huber.
- Fischer, G. (2000a). *KÖDOPS – Kölner Dokumentationsystem für Psychotherapie und Traumabehandlung*. Köln: Deutsches Institut für Psychotraumatologie.
- Fischer, G. (2000b). *MPTT – Mehrdimensionale Psychodynamische Traumatherapie*. Ein Manual zur Behandlung psychotraumatischer Störungen. Heidelberg: Asanger.
- Fischer, G. (2005). Psychodynamische Psychotherapie und Traumabehandlung – Definition und Einführung. In G. Fischer & C. Eichenberg (Hrsg.), *Jahrbuch Psychotraumatologie 2005: Traumabehandlung in der tiefenpsychologischen und analytischen Psychotherapie* (S. 9-27). Kröning: Asanger.
- Fischer, G. (2006). *Kausale Psychotherapie. Ätiologieorientierte Behandlung psychotraumatischer und neurotischer Störungen*. Kröning: Asanger.
- Fischer, G. & Eichenberg, C. (2006). Zukunftschancen der psychodynamischen Therapie an der Universität. *Zeitschrift für Psychotraumatologie und Psychologische Medizin*, 1, 91-98.
- Hoyos, C.G. (1964). *Denkschrift zur Lage der Psychologie*. Wiesbaden: Franz Steiner.
- Jaeggi, E., Gödde, G., Hegener, W. & Möller, H. (2003). *Tiefenpsychologie lehren – Tiefenpsychologie lernen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Luif, V., Thoma, G. & B. Boothe (Hg.) (2005). *Beschreiben – Erschließen – Erläutern. Psychotherapieforschung als qualitative Wissenschaft*. Berlin: Pabst.

- Möller, H. (2001). *Was ist gute Supervision?* Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rammsayer, T. & Troche, S. (Hg.) (2005). *Reflexionen der Psychologie – 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Rüger, U. & Bell, K. (2004). Historische Entwicklung und aktueller Stand der Richtlinien Psychotherapie in Deutschland. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 50, 127-152.
- Schulte, D. & Kröner-Herwig, B. (2005). 100 Jahre Psychologie. Klinische Psychologie. In T. Rammsayer & S. Troche (Hg.), *Reflexionen der Psychologie – 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie* (S. 66-74). Göttingen: Hogrefe.